

Die Seite der Frau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **28 (1953)**

Heft 12

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hier die Möbelkäufer mit 1822, also etwa einem Viertel, an der Spitze, gefolgt von den 1274 Käufern von Musikinstrumenten (vor allem Radios).

Der Kauf auf Abzahlung mag in bestimmten Fällen eine gewisse Berechtigung haben, in der Regel überwiegen die großen Nachteile. Die hier in einem kurzen Überblick dargestellte

Situation ist deshalb, sozialpolitisch betrachtet, recht unerfreulich. Aus dieser Erkenntnis gab auch Regierungsrat Wenk den Basler Jungbürgern zu bedenken: «Nicht abzahlen, sondern vorsparen, das ist der bessere Weg in der Freiheit des Handelns.»

Aus «Schweiz. Konsumverein»

Eine originelle Idee kommunaler Wohnungsbaupolitik

Die schottische Industriestadt Glasgow leidet wie wenige andere britische Städte an Übervölkerung. Die Wohnungsverhältnisse der Arbeiterschaft sind anerkanntermaßen untragbar. Über 34 000 Einzimmer- und fast 110 000 Zweizimmerhäuser bilden fast die Hälfte aller Wohnungen. (Bekanntlich sind Mehretagenhäuser in England nicht üblich.) 95 000 Wohnungssuchende sind amtlich vorgemerkt. Und der kommunale Wohnungsbau, der in Großbritannien ja weitaus den Löwenanteil des gesamten Bauvolumens hat und erhebliche Staatssubventionen genießt, kann selbst dem dringendsten Bedarf der Minderbemittelten nicht nachkommen. Trotz dieser Schwierigkeiten hat die heutige Stadtverwaltung unter der Herrschaft der Tories (die jetzt als «progressive» Partei zeichnen) den famosen Plan ausgeheckt, eine unlängst fertiggestellte Siedlung von sechshundert Häusern zu — verkaufen statt zu vermieten, um die Gemeindesteuern ermäßigen zu können!

Eine solche Maßnahme würde natürlich die gesamte Arbeiterschaft (bei ihrem gegenüber der Schweiz viel geringeren Lebensstandard) vom Genuß jener Wohnungen ausschließen und diese den besser situierten Bewerbern vorbehalten, welche die Anzahlung von 200 bis 300 Pfund bar hinlegen und wöchentlich 3 Pfund für die weiteren Kaufpreisen usw. leisten können. Damit wäre nur den bemittelteren Kreisen gedient, aus denen sich die Anhänger der konserva-

tiven Partei rekrutieren. Und hierin liegt das auch uns interessierende grundsätzlich Lehrreiche dieses typischen Beispiels einer Klassenpolitik, wie sie ausgerechnet von jenen Kreisen ausgeht, die sich nie genug tun können, dem Sozialismus einseitigen Klassencharakter vorzuwerfen.

Es mag in diesem Zusammenhang noch erwähnt werden, daß die Regierung, die durch ihre Subventionen und Rationierung der Baumaterialien die gesamte Bauwirtschaft weitgehend lenkt, bereits von sich aus die Errichtung von Wohnhäusern für den Verkauf in beschränkter Anzahl vorgesehen hat, und zwar für Ärzte, Lehrer und leitende Angestellte der Industrie. Der Gedanke solchen kommunalen Wohnungsbaues für den Verkauf liegt uns fern. Auch Großbritannien kannte ihn ursprünglich nicht. Erst im Jahre 1948 wurde die Beschränkung aufgehoben, daß städtische Wohnbauten ausschließlich der Vermietung an Arbeiter vorbehalten bleiben sollten.

Die heutigen Tory-Absichten erscheinen um so seltsamer, als auf dem freien Markt ständig zahlreiche Wohnhäuser für die hablicheren Schichten angeboten werden. Dennoch spielen die Konservativen mit dem Gedanken, nicht nur neu erstellte Bauten, sondern auch älteren städtischen Hausbesitz, der ursprünglich für die Minderbemittelten erstellt wurde, freihändig zu verkaufen.

W. F.

DIE SEITE DER FRAU

Erziehung unserer Kinder zu genossenschaftlichem Denken

Ich wuchs in einem stillen, abgelegenen Bauerndorf auf. Die Postkutsche, die in der benachbarten Scheune nächtigte, verband uns einzig mit der zwei Wegstunden entfernten Provinzstadt. Die Welt bestand für mich aus unserm Dorf mit seiner Achtklassenschule und dem größern Bauerndorf, in dem wir Sekundarschüler nach einstündigem Schulweg unser Wissen erweiterten. Vieles war uns unbekannt, was Stadtkindern damals schon zum Alltag gehörte.

Hätte man uns Bauernkinder aber gefragt, was eine Genossenschaft sei, wir hätten uns nicht lange besinnen müssen; denn unser Dorf lebte ja ganz im Zeichen einer landwirtschaftlichen Genossenschaft. Was unsere Väter zu verkaufen hatten, brachten sie an bestimmten Verladetagen zur Bahn, wo der VOLG, der Verband ostschweizerischer landwirtschaftlicher Genossenschaften, durch seine Vertreter die Kartoffeln und Äpfel, Weizen und Hafer in Empfang nahm. Die Milch aus dem Stall wurde jeden Morgen und Abend in die zentrale Milchstelle der Genossenschaft gebracht, die Dreschmaschine der Genossenschaft machte jeden Herbst ihren «Kehr» bei allen Bauernhöfen — und was Mutter für unsern Haushalt brauchte, die Hörnli, die Stumpen für den Vater und den Stoff für meinen Sonntagsrock, alles holte sie im Konsum, dem Ver-

kaufsladen unserer Genossenschaft. Reisen, die die Eltern und größeren Geschwister unternehmen konnten, wurden durch die Genossenschaft organisiert. Man fuhr, als in spätern Jahren Autocars bestellt werden konnten, gemeinsam über den Gottard oder an den Bielersee.

So wurde uns Bauernkindern Tag für Tag in lebendigem Anschauungsunterricht vor Augen geführt, daß jeder einzelne, auf sich allein gestellt, schwach bleiben müsse, im Zusammenschluß und der Einigkeit jedoch der Schlüssel zu gemeinsamem Fortschritt und Wohlergehen liege.

So selbstverständlich können heutige Stadtkinder nicht in die genossenschaftliche Gedankenwelt hineinwachsen. Oder sollte man annehmen, daß Familien, die in Genossenschaftswohnungen zuhause sind, auch täglich ähnlichen Anschauungsunterricht erleben? Dies allein dadurch, daß sie gesund, schön und preiswert wohnen können? Für gewöhnlich erwirbt man die Zugehörigkeit zur Baugenossenschaft durch die Übernahme der erforderlichen Anteilscheine und zieht, wenn man Glück gehabt hat, in eine fertiggestellte neue Siedlung ein. Ein großer Teil der neuen Genossenschafter hat vorerst keinerlei nähere Beziehung zur Genossenschaft; man ist bei den heutigen schwierigen Verhältnissen auf dem Wohnungsmarkt einfach

froh, dank den Ersparnissen, die einem zur Verfügung stehen, Mitglied und Mieter irgendeiner Genossenschaft werden zu können.

Auch Kinder werden dieses frohe Aufatmen der Eltern zur Kenntnis nehmen, wenn es Vater und Mutter gelungen ist, eine Wohnung zu finden, die genügend Platz auch für sie bietet. Vorerst aber heißt das für sie nicht viel mehr, als wenn sich diese Wohnung in einem Privathaus befinden würde. Auch die Eltern sind sich anfänglich kaum bewußt, daß sie nun ein Glied der genossenschaftlichen Kette bilden, daß das Heim, das sie bewohnen, *ihr* Heim ist und bleibt, wenn sie sich den Regeln einfügen, die die Genossenschaft, das heißt die Teilhaber des großen gemeinsamen Unternehmens, aufstellten oder neu bestimmen. Erst mit der Zeit, wenn die Erwachsenen durch gemeinsame Beschlüsse an Versammlungen erleben, daß sie Mitträger des Ganzen sind, zum Beispiel neue Bauunternehmen mitbeschließen, dann wird ihnen allgemach klar, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen genossenschaftlichem und privatem Wohnungsbau besteht. Als Bekannte in Privatwohnungen einen 10prozentigen Mietzinsaufschlag in Kauf nehmen mußten, während langjährige Genossenschaftler Mietzinsrückzahlungen erhielten, wurde dieser Unterschied besonders eindrücklich. Erst durch die aktive Mitarbeit am gemeinschaftlichen Unternehmen werden Vater und Mutter im allgemeinen zu bewußten Genossenschaftlern.

Ist diese Entwicklung für Kinder nicht dieselbe? Nicht durch Worte, durch das tägliche Erleben werden auch sie nach und nach den Sinn einer wirklichen, lebendigen Genossenschaft erkennen lernen. Viel hängt dabei natürlich vom Geist der Eltern ab. Wenn Vater und Mutter freudig und tatkräftig am Ausbau ihrer Genossenschaft teilhaben, wird auch das achtjährige Gritli oder der zehnjährige Hans bereits spüren, daß durch die Zusammenarbeit der «Großen» Fragen gelöst werden können, denen eine Familie allein ohnmächtig gegenübersteht.

Und dann kommen dazu die besondern Feste der großen Genossenschaftlerfamilie, der Genossenschaftstag mit den Lampionumzügen der Kleinen, den Seefahrten für die Größeren, den Chasperli- und Filmvorführungen im eigenen Genossenschaftslokal, der Chlaustag mit seinen Überraschungen. Genossenschaftstag und Chlaustag kehren aber nur einmal jedes Jahr und lassen die Kinder diese Feste meist passiv miterleben. Für das Kind gilt aber in vermehrtem Maße, was für den Erwachsenen Geltung hat: erst durch aktives Mitarbeiten wächst man in eine Bewegung hinein, auch in die Genossenschaftsbewegung.

Ich habe im vergangenen Jahr an einer Feier des Genossenschaftstages teilgenommen, die zur Hauptsache von Kindern gestaltet wurde. Fünft- und Sechstkläßler führten im Freien ein Tellenspiel auf, das sie mit einem Lehrer, der auch Genossenschaftler ist, einstudiert hatten. Der Lehrer zog eingangs einige Parallelen zwischen der heutigen Genossenschaft und den Bündnissen der alten Eid-Genossen, die sie stark und unbesiegbar machten. Dies Spiel der Kinder, durch welches sie dem Tag der Genossenschaft sinnvollen Gehalt geben konn-

ten, wurde für sie und die das Spiel miterlebenden Kameraden sicherlich zum wertvollen Baustein am genossenschaftlichen Gedankengut.

Unsere Koloniewarte beklagen sich immer wieder über das mangelnde Empfinden der Kinder für die Erhaltung der schönen Anlagen, für deren Rasenflächen, Ziersträucher und Bäume. Von den schönsten Blütensträuchern werden bedenkenlos Ruten gebrochen; Äste krachen, weil Lausbuben Kletterübungen machen, beim tollen Spiel sausen Fußbälle verheerend in Rabatten und zwischen die frische Wäsche am Sunwind. Alles Schimpfen hilft nichts! — Bedeutet Genossenschaft nicht auch: Anrecht der Kinder auf Spielmöglichkeit und Spielfreiheit? Im «Wohnen» ist bereits schon berichtet worden von der Schaffung eines Spielplatzes der Baugenossenschaft «Sonnengarten» im Triemli in Zürich. Rund dreißig Väter aus allen Berufsgattungen pickelten, schaufelten, zimmerten, bis sie gemeinsam aus einem hügeligen Gelände in etwa tausend Stunden freiwilliger Arbeit einen idealen Spielplatz nach nordischem Muster erstellt hatten, auf dem sich im Sommer die romantischsten Spielgelüste erfüllen lassen und im Winter auf dem eigenen Eisfeld Schlittschuh laufen läßt. «Aus Fremden wurden Freunde», berichtet der Initiant von den Schwerarbeitern. Und ob sich wohl ein trefflicherer Anschauungsunterricht für die Buben und Mädchen des «Sonnengartens» für die Idee der Genossenschaftsarbeit denken läßt? Vermutlich werden seither die Koloniewarte des «Sonnengartens» sich viel weniger über kahlgepfückte Gebüsche beklagen müssen.

Wir stehen im Dezember. Darüber täuscht auch der herrlichste Sonnenschein über meinem Schreibtisch nicht hinweg. In den Genossenschaftswohnungen wird gebastelt. Groß und klein verbringt die Freizeit mit der Vorbereitung von Weihnachtsüberraschungen. Aber Küchen sind keine idealen Bastelwerkstätten. Man ist dauernd behindert, muß Sorge tragen zu Küchen- und Spültisch und zu den Nerven der Hausbewohner.

Sollte es nicht möglich sein, einen größeren Werkstatt-raum in einem Kellergeschoß zu schaffen? fragte sich der Präsident der Baugenossenschaft Halde. Er bastelt selber gern und weiß um den befreienden Ausgleich, den solche Freizeitarbeit schafft. So wurden denn in einem zur Verfügung stehenden Raum die Fenster vergrößert, ein Holzboden aufgelegt, Hobel- und Schlosserbänke, Werkzeugkisten beschafft, damit jung und alt die Möglichkeit hat, sich handwerklich zu betätigen. Natürlich müssen dabei allerhand Schwierigkeiten, die auftauchen, überwunden und auch in Kauf genommen werden. Aber auch hier gilt, daß in gemeinsamer Anstrengung die größten Hindernisse «genommen» werden können. Buben lernen hier von älteren Kameraden, von bisher fremden Genossenschaftlern, allerlei Nützliches. Auch hier in der Bastelwerkstatt werden aus Fremden Freunde — ein Stück genossenschaftlicher Anschauungsunterricht für unsere Kinder.

M. Z.

Schulreif? — Ein Problem, das alle Eltern beschäftigt

sfd. Seit einiger Zeit war Hans das eigentliche Sorgenkind seiner Eltern. Er, der sozusagen mühelos von Klasse zu Klasse angestiegen war und scheinbar immer mit Freude und Lust die Schule besucht hatte, war nicht mehr zu erkennen. Vergeblich zerbrachen sich die Eltern den Kopf darüber, was eigentlich in ihren Hans gefahren war. Anstelle von Frohsinn und Unbeschwertheit schien dumpfe Ergebenheit eingekehrt

zu sein. Die Leistungen, soweit sie zahlenmäßig, das heißt mit Noten bewertet wurden, ließen auf einmal zu wünschen übrig. Dabei konnten die Eltern doch feststellen, daß ihr Kind fleißig wie immer arbeitete, sich offenbar alle Mühe gab und es trotzdem «auf keinen grünen Zweig» brachte. Ernsthaft wurde erwogen, ob die ins Auge gefaßte Berufswahl, die sich auf Grund der bisherigen Leistungen geradezu aufgedrängt

hatte, nicht doch einer gründlichen «Revision» unterzogen werden müsse.

Als eine Entscheidung nicht mehr länger hinausgeschoben werden konnte, baten die bekümmerten Eltern beim Klassenlehrer ihres Sohnes um eine Aussprache. Was an jenem Abend nach mehrstündigem, offenem Gespräch klar zutage trat, wollte den Eltern allerdings nicht ohne weiteres einleuchten. Ihr Hans, der den ersten Schultag vor vielen Jahren kaum hatte erwarten können, und der dann mühelos die Schulbänke abgerutscht hatte, sollte den Anforderungen seiner Schulstufe nicht gewachsen sein? Nicht an Fleiß und Intelligenz fehle es, meinte der Lehrer, sondern ganz einfach an sogenannter Schulreife. «Hans ist zu jung; schieben wir ein Wartejahr ein, das bestimmt für ihn und seine Eltern einen Gewinn bedeuten wird.» So lautete das Endergebnis.

Wir wissen, daß viele Eltern landauf und landab ähnliches durchgemacht haben. So schmerzlich dieser Warteeingriff im Moment jeweils auch empfunden wurde, so groß war der Gewinn für beide Teile überall dort, wo man jede falsche Scham und Empfindlichkeit überwand. Es lohnte sich!

In den nächsten Wochen stehen viele hundert Buben und Mädchen samt ihren Eltern vor dem großen Ereignis des ersten Schultages. Einsichtige und auf das Wohl ihrer Kinder bedachte Eltern wissen, daß es sich dabei tatsächlich um eine sehr erste Angelegenheit handelt. Schuljahre können eine Zeit sorgloser Freude, eine rechte Sonnenzeit sein. Leider sind sie häufig auch Schattenjahre; Tage und Wochen, die dem jungen Menschen zur Qual und zur Last werden. Eltern, die um diese Probleme wissen, fragen sich deshalb heute — im Blick auf den kommenden Erstkläbler — besorgt: Wie wird es werden?

Es ist in den letzten Jahren viel um die Frage der *Schulreife* diskutiert worden. Wir stehen vor der Tatsache, daß die Ansprüche an die Schule und die Schüler außerordentlich gesteigert wurden. Um den heutigen Anforderungen gewachsen zu sein, sollte der *Schuleintritt nicht zu früh* erfolgen. Man lasse sich nicht täuschen von der Intelligenz des kaum Sechsjährigen, der schon rechnet, Buchstaben malt und ungeduldig auf die «große Schule» wartet. Nicht immer ist dieses kleine Feuerlein imstande, durch alle Stürme durchzuhalten. Vielfach zeigt sich, daß Kinder, die erst nach Neujahr das 6. Altersjahr zurückgelegt haben, für den Eintritt im nächsten Frühling zu jung sind. Bei der Betrachtung der Reptenten in den verschiedenen Klassen macht man immer wieder die Feststellung, daß ein hoher Prozentsatz von ihnen Kinder sind, die zu früh in die Schule geschickt wurden. Mag

es auch einige Jahre gut, nahezu spielend gehen, einmal kommt die Klippe, da die innere Reife fehlt, das logische Denken noch nicht entwickelt ist und der Schüler scheinbar unerklärlicherweise versagt.

Der zu frühe Schuleintritt zeigt aber auch seine unliebsamen Folgen im Augenblick der Berufswahl. Weil diese Entscheidung von größter Bedeutung für das ganze künftige Leben des Menschen ist, kann sie nicht sorgfältig und gewissenhaft genug getroffen werden. Hier nun aber begegnen wir so oft einer unglaublichen Unentschlossenheit, die höchst gefährlich werden kann. Nur zu leicht wird schließlich dieser oder jener Beruf gewählt, obwohl man sich nicht eigentlich dazu berufen fühlt und eine leidenschaftliche Liebe und Freude dazu fehlen. Aber schließlich muß man doch etwas lernen! Das Mindestaltergesetz aber bestimmt zudem, daß vor Antritt einer Berufslehre das 15. Altersjahr zurückgelegt sein muß. Knaben und Mädchen, die zu früh in die Schule getreten sind, stehen nun eines Tages plötzlich vor der Tatsache, daß ihnen der Lehrantritt gesetzlich verweigert wird. Nicht immer wird das nun notwendige Wartejahr gewinnbringend überbrückt. Nur zu leicht gewöhnt sich der junge Mensch an eine gewisse Freiheit und ein reichliches Taschengeld und ist später nur schwer dazu zu bringen, doch noch eine vollwertige Berufslehre zu absolvieren.

Einsichtige Lehrer bemühen sich jedes Jahr, die Eltern der neu Eintretenden Schüler aufzuklären und ihnen die Mahnung ans Herz zu legen: Vorsicht beim ersten Schuleintritt! Wir wissen auch, daß es Schulbehörden gibt, die alljährlich nach Neujahr sämtliche Eltern der im Frühjahr schulpflichtig werdenden Kinder in einem ausführlichen Schreiben auf all diese Probleme aufmerksam machen und ihnen nahelegen, im Interesse der Kinder von einem zu frühen Schulbeginn abzuweichen. Es ist uns bekannt, daß auf diese Weise oft 30 bis 40 Prozent der Kinder um ein Jahr zurückgestellt werden. Sicher nur zu ihrem Besten.

Im Jahrhundert des Kindes muß es vielleicht besonders deutlich gesagt sein, daß mit einer falschen Ehrsucht und einem gefährlichen Stolz unsern Kindern weit mehr geschadet als genützt wird. Es mag da und dort auch bequem sein, die immer fragenden Kleinen, die der Mutter daheim die Hausarbeit erschweren, über den Weg eines frühen Schuleintrittes loszuwerden. Beides wird früher oder später zu Enttäuschungen führen. Es geht eben nicht um Elternstolz und Familienruhm, auch nicht um ein bequemes Abschütteln der Erziehungspflichten, sondern einzig und allein um das *Wohl des Kindes*.
E. D.

HAUS, WOHNUNG, GARTEN

Aluminium und Gesundheit

Als das Aluminium als neues und unbekanntes Metall sich im Konkurrenzkampf mit anderem Pfannenmaterial auf dem Markt behaupten mußte, kam die Ansicht auf, daß Aluminium giftig oder zum mindesten für den Körper schädlich sei. Als Zentralstelle der Schweiz, die sich mit Lebensmittelfragen zu befassen hatte, mußte sich das Eidgenössische Gesundheitsamt in Bern mit dieser öffentlichen Diskussion um das Aluminium befassen.

Bekanntlich gehen beim Kochen im Aluminiumgeschirr kleinste Teile von Aluminium in das Kochgut über. Man ist über die Wirkung löslicher Aluminiumsalze im Körper seit langem orientiert und wußte, daß zum Beispiel größere

Quantitäten von Aluminiumalaun Schädigungen bringen können.

Schon 1928 begann das Eidgenössische Gesundheitsamt in Bern daher, diese Frage zu studieren. Die Bestimmung des Aluminiumgehalts in Lebensmitteln war nicht leicht. Es mußte zuerst eine Bestimmungsmethode für Aluminium ausgearbeitet werden, die zuverlässige Werte ergab. Auf diese Weise fand man, daß wir aus einer ungekochten, aber gesäuberten Nahrung pro Tag 1,5 bis 10 Milligramm Aluminium zu uns nehmen. Bei einer im Aluminiumgeschirr gekochten Speise erhöht sich die tägliche Menge Aluminium um 0,1 bis 8 Milligramm. Diese Menge ist relativ gering.